

Robert Pragst

AUF BEWÄHRUNG

Mein Jahr als Staatsanwalt



dtv
premium

Die Abordnung

Einige Jahre später.
Jetzt war es also doch passiert. Ungläubig las ich das Schreiben nochmals durch. Da stand es schwarz auf weiß: »Abordnung zur Staatsanwaltschaft Berlin – Melden Sie sich am 15. Dezember um 9:00 Uhr in der Personalabteilung der Staatsanwaltschaft in der Turmstraße 91 – Sie tragen ab diesem Zeitpunkt die Dienstbezeichnung Staatsanwalt.« Das war schon in zehn Tagen!

Ich hatte mich erst mit fünfundzwanzig Jahren (nach einer Ausbildung zum Bankkaufmann und Tätigkeit als Immobilienmakler) entschieden, Jura zu studieren. Kurz vor meinem 30. Geburtstag legte ich das erste Staatsexamen ab und begann drei Monate später mit dem Referendariat, das zwei Jahre dauerte. Nach dessen Abschluss, also dem zweiten Staatsexamen, begann ich in einer internationalen Großkanzlei zu arbeiten. Gleichzeitig hatte ich mich jedoch auch bei der Senatsverwaltung für Justiz für das Richteramt beworben. Die Senatsverwaltung legte meine Bewerbung dem Richterwahlausschuss vor, und es klappte. Wenig später hatte ich meine Ernennungsurkunde als Richter in der Hand. Die Ernennung bedeutete zunächst eine Probezeit von rund drei Jahren, in der verschiedene Stationen zu absolvieren waren, regelmäßig Beurteilungen erfolgten und, im schlimmsten Fall, auch eine Entlassung drohen konnte.

Als ich das Abordnungsschreiben zur Staatsanwaltschaft erhielt, waren bereits zweieinviertel Jahre meiner Probezeit verstrichen. Ich hatte die Zeit in verschiedenen Amtsgerichten zugebracht. Zunächst war ich dafür zuständig, psychisch Kranken Betreuer zuzuordnen, später für allgemeine zivilrechtliche Streitigkeiten, Verkehrsordnungswidrigkeiten und so weiter. Als Amtsrichter bearbeitete ich meine Fälle völlig selbstständig. Wenn ich Fragen hatte, konnte ich meine Kollegen aufsuchen, die sich immer Zeit für eine Antwort nahmen. Einmal hatte ich sogar einen Kollegen, der über ein »Zauberregal« verfügte. Das lief dann so ab: Ich schilderte ihm einen Fall (über dem ich schon eineinhalb Stunden in der Bibliothek mit Gesetzeskommentaren und Urteilen verschiedener Gerichte gebrütet hatte). Der Kollege sagte knapp: »Ja, ich weiß schon.« Dann holte er die Kopie einer Entscheidung oder Kommentarstelle aus einem der zahlreichen Aktenordner des »Zauberregals«. Er erklärte mir kurz die Lösung und gab mir die Kopie mit, die immer genau auf mein Problem zutraf. Dauer des Gesprächs: zwei Minuten. Man kann sich sicher vorstellen, wie schwer es mir fiel, ihn mit einem Problem mal nicht zu belästigen und stattdessen stundenlang in der Bibliothek zu suchen. Zumal der Mann jeden Tag von früh bis spät im Gericht war und stets freundlich auf Fragen reagierte. Da vor Ort aber mehrere Proberichter tätig waren, musste ich mich zügeln. Manchmal gab es in seinem Zimmer sogar einen kleinen Stau. Man wartete dann geduldig die Frage des Vordermanns ab (und lernte gleich etwas für den potenziellen nächsten Fall).

Mit dieser Tätigkeit am Amtsgericht war ich sehr zufrieden. Ich genoss die Freiheit, meine Entscheidungen selbstständig zu treffen und mir die Arbeitszeit einteilen zu

können. Einer Abordnung zur Staatsanwaltschaft stand ich daher eher ablehnend gegenüber. Es konnte eigentlich nur schlechter werden, oder? Dort war man in eine streng hierarchische Behördenstruktur eingebunden und hatte eine Unmenge von Dienstanweisungen, Richtlinien und Ähnlichem zu beachten. Hinzu kam, dass es bedrohliche Gerüchte über Proberichter gab, die mit der Fülle der zu bearbeitenden Akten nicht klarkamen, obwohl sie von früh bis spät abends arbeiteten. Über Proberichter mit Weinkrämpfen und diabolische Oberstaatsanwälte, die diese quälten (ich muss allerdings hinzufügen, dass die Gerüchte meist von Kollegen kamen, die selbst noch gar nicht bei der Staatsanwaltschaft gewesen waren).

Ich hatte den Abordnungsbrief gerade weggelegt, als mich auch schon ein Kollege, gleichfalls Proberichter, in meinem Zimmer aufsuchte. Ihn hatte dasselbe Schicksal ereilt. Gemeinsam ergingen wir uns noch eine Viertelstunde in düsteren Vorahnungen, wie es denn bei der Staatsanwaltschaft Berlin werden würde (Riesensauerei so kurz vor Weihnachten, wir kommen da nie wieder weg usw.).

Die anstehende staatsanwaltschaftliche Tätigkeit machte auch in meinem Freundeskreis die Runde. Eine Freundin kam begeistert auf mich zu und meinte, ich müsse ja ein richtiger Fuchs sein. Ein cleverer und mit allen Wassern gewaschener Ermittler oder so. Bei vielen hatte ich aber den Eindruck, dass sie irgendwie wortkarg wurden und meinem Blick auswichen. Das kam mir jetzt wiederum verdächtig vor. Hatten sie etwas zu verbergen? Erschrocken fragte ich mich gleich darauf, ob Staatsanwälte einsame Menschen sind. Die letzten Tage vor dem Abordnungstermin verbrachte ich mit leichtem Bauchgrummeln.

Der Tag danach

Für Erika und Werner L. wurde es nach dem Überfall noch eine lange Nacht. Zuerst brachte man sie mit einem Rettungswagen in das nächste Krankenhaus. Glücklicherweise waren die Verletzungen weniger schlimm, als sie befürchtet hatten. Erika L. hatte von der zerstörten Brille Schnittwunden rund um das Auge erlitten. Das Auge selbst war jedoch, wie durch ein Wunder, nicht durch Glassplitter verletzt worden. Werner L. hatte an der Stirn eine Platzwunde, die stark geblutet hatte. Die meisten Schmerzen verspürte er jedoch im Mund. Zwei Zähne waren abgebrochen, die Splitter steckten im Zahnfleisch.

Als sie wieder zum Laden kamen und die Morgendämmerung bereits einsetzte, waren die Beamten von der Spurensicherung schon an der Arbeit. Polizisten des Raubdezernats nahmen ihre Aussagen auf. Aufschlussreiche Einzelheiten konnten die beiden leider nicht berichten. Zwar hatten zwei der Täter im Hausflur ihre Masken zurückgelassen, doch konnten sie sich nicht an Gesichter erinnern. Erika und Werner L. versuchten den Überfall in Gedanken noch einmal ablaufen zu lassen. Es tauchten jedoch keine Gesichtszüge, sondern immer nur die schwarzen Masken auf. Begleitet von Beklemmung und Schrecken. Der Laden war auch ein Stück Zuhause gewesen, und jetzt fühlten sie sich wehrlos und ausgeliefert.

Die Polizisten von der Spurensicherung fanden keine Fingerabdrücke. Die Täter hatten Handschuhe getragen. Sie meinten aber, dass vielleicht mit den drei Masken (den beiden aus dem Flur und der aus dem Rucksack) etwas anzufangen sei.

Am nächsten Tag um 18 Uhr, vierundzwanzig Stunden nach dem Überfall, war dann alles vorbei. Die Polizei rückte ab und bat sie um eine nochmalige ausführliche Vernehmung in zwei Tagen. In der Kasse fehlten 1500 Euro (etwa die Einnahmen einer Woche). Diesbezüglich hatten sie jedoch Zahlungen von einer Versicherung zu erwarten. Das teure Brillengestell ließ sich leider nicht mehr reparieren, worüber Erika sich sehr ärgerte. Werner meinte, dass sie am nächsten Tag den Laden eigentlich wieder aufmachen könnten. Das Reden tat ihm sichtlich weh. Sie einigten sich darauf, noch zwei Tage damit zu warten.

Zu Hause warfen sie sich hundemüde auf die Couch vor dem Fernseher. Sie saßen viel enger zusammen als sonst und hatten keine Lust auf Krimi.